

Beziehungen im Blick: Was wir erfahren – was wir anbieten¹

Christoph Hutter

Beratungsstellen sind Kinder ihrer Zeit

Selbstverständlich sind Beratungsstellen Kinder ihrer Zeit. Sie sind von der Geschichte ihrer Institution ebenso geprägt wie von dem gesellschaftlichen Umfeld, in dem sie sich aktuell bewegen. Blickt man in die Historie der Familienberatung, so trifft man beispielsweise auf die erste mit Erziehungsfragen beschäftigte Beratungsstelle, die der Kriminalpsychiater W. Cimbal im Jahre 1903 gegründet hat, um dort delinquente Jugendliche zu „bessern“ (Abel 1998, S. 23). Oder man begegnet der ersten deutschen Eheberatungsstelle, die 1911 vom Monistenbund in Dresden gegründet wurde, jenem Bund, der drei Jahre vorher im Reichstag unter Berufung auf die Abstammungslehre Darwins die Einführung von Gesundheitszeugnissen bei Eheschließungen gefordert hat (Klann 1994, S. 6). Nach dem zweiten Weltkrieg trifft man auf Beratungsstellen nach dem Vorbild der amerikanischen Child-Guidance-Clinics, die Teil der groß angelegten Umerziehung des „deutschen Volkscharakters“ durch das so genannte Reeducation-Programm waren (Buer 1984, S. 13; Abel 1998, S. 39ff). Beratung war also immer schon durchdrungen vom gesellschaftlichen Kontext und nicht selten eng mit gesellschaftspolitischen Motiven verknüpft. Weil es ohne ein Verständnis für die eigene Herkunft keine Zukunft gibt, bedarf es natürlich der Auseinandersetzung mit der Geschichte und den Geschichten der Familienberatung. Wichtige Themen, wie beispielsweise die Verhältnisbestimmung zwischen Beratung und gesellschaftlichen Machtimpulsen und Kontrollwünschen können so erschlossen werden.

Der Blick für die historische und gesellschaftliche Einbettung der Beratungsarbeit hat aber noch eine zweite Konsequenz. Weil Beratung gesellschaftlich gerahmt ist, muss sie Ratsuchenden, Auftraggebern und KooperationspartnerInnen immer wieder neu erklären, was Beratung ist, wie Beratung familiäre Systeme wahrnimmt und welche Angebote sie ihnen machen kann. Es ist also dreierlei zu leisten:

1. Möchten Beratungsstellen berechenbare Mitspieler im psycho-sozialen Versorgungsnetz einer Region sein, dann müssen ihren Platz im Netz unterschiedlicher Hilfen möglichst präzise bestimmen.
2. Möchten BeraterInnen über die Arbeit im Einzelfall hinaus politisch wirksam sein, dann müssen sie die Erfahrungen, die sie in den Beratungsprozessen machen, immer wieder bündeln und in die gesellschaftliche Diskussion einspeisen.
3. Und möchte Beratung zukunftsfähig bleiben, so muss sie die „gesellschaftliche Großwetterlage“ im Blick behalten und beständig reflektieren, was die Familien, die in Beratung kommen, wirklich brauchen.

Mit diesen drei Fragen nach der Rahmung und Einpassung von Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung ist die Suchrichtung der folgenden Überlegungen umrissen.

¹ Ausführungen zum Festvortrag, gehalten anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Psychologischen Beratungsstelle Brückenstraße in Tübingen am 9. Dezember 2016.

1. Was ist Beratung?

Hausarzt für psycho-soziale Fragen

Um die Annäherung an die Beratungsarbeit mit einem Bild zu beginnen: Das Team einer Beratungsstelle hat im psycho-sozialen Bereich eine ganz ähnliche Aufgabe wie der Hausarzt auf medizinischem Gebiet. Ebenso wie man mit allen körperlichen Symptomen an den Hausarzt herantreten kann und bei ihm eine erste Einschätzung, die Erstversorgung, eine fachlich kompetente Behandlung oder Informationen zu einer nötigen Weiterverweisung bekommt, kann man sich mit allen Fragen, die die seelische Gesundheit und das Zusammenleben von Familien betreffen, an eine Beratungsstelle wenden. Das Team der Beratungsstelle ist erster Anlaufpunkt, Clearingstelle sowie Ansprechpartner mit Überblick und guten Kontakten ins psycho-soziale Netz. Folgt man diesem Bild, dann kann man sich an eine Beratungsstelle wenden, sobald in der Familie „irgendwelche“ psycho-sozialen Probleme auftauchen. Ob ein Kind in der dritten Klasse noch einnässt, ob Fragen zur Begabung im Raum stehen, ob sich Eltern trennen, ob Geschwisterrivalitäten oder Generationenkonflikte das Familienklima beeinträchtigen, Computernutzung, selbstverletzendes Verhalten, Pubertätsgefechte oder der Abschied von zu Hause, das Erleben der Eltern, wieder im „leeren Nest“ zu sitzen, Erschöpfung im Beruf oder im gemeinsamen Miteinander und Sorgen, die sich Großeltern um die nächsten Generationen machen – all das und noch vieles mehr kann prinzipiell im Beratungszimmer zur Sprache gebracht werden. BeraterInnen sind als HausärztInnen für psycho-soziale Fragen prinzipiell offen für die Lebensrealität der Ratsuchenden und erst einmal auch prinzipiell zuständig. Die unter dem Stichwort der „Allzuständigkeit“ in den Sozialarbeitswissenschaften diskutierte Problematik der präzisen Abgrenzung der eigenen Zuständigkeit trifft also auch auf Beratungsstellen immer wieder zu. Diese Zuständigkeit endet, wo es im Beratungsbereich spezialisierte Angebote wie Schwangerschaftsberatung oder Gewaltberatung gibt oder wo es Symptome mit Krankheitswert nahelegen, Unterstützung im Gesundheitswesen in Anspruch zu nehmen. Dennoch sind Beratungsstellen oft mit Ratsuchenden konfrontiert, die in Grauzonen der psycho-sozialen Zuständigkeiten durch die Maschen fallen und dann um Beratung nachsuchen.

Die Pathologie der Normalität. Oder: Der Preis der Moderne

Mit der Frage nach krankheitswertigen Symptomen sind wir bei der vielleicht wichtigsten inhaltlichen Bestimmung der Beratungsarbeit angelangt. Während sich Therapie mit der krankhaften Abweichung von einer (wie auch immer) gesellschaftlich definierten Normalität befasst, gehen BeraterInnen davon aus, dass die Ratsuchenden, die zu ihnen kommen, nicht primär unter einer Krankheit leiden. Es ist stattdessen das Leben in der Moderne selbst, das Menschen immer wieder in Situationen bringt, die sie alleine nur schwer bewältigen können. Der Moderne ist das „Unbehagen an der Moderne“ (Charles Taylor) auf den Leib geschnitten. Gleichzeitig wäre der Wunsch, der Moderne zu entfliehen, wenig sinnvoll. Zum einen wäre er unfair und blind dem reichen Schatz an Möglichkeiten gegenüber, den uns der Aufbruch in die Moderne beschert hat, zum anderen steht uns der Weg zurück in vormoderne Zeiten schlichtweg nicht offen. Es gibt in der Moderne keine Rettung vor der Moderne“ (Kucklick 2008, S. 337). Das bedeutet aber, dass wir ihren Ambivalenzen und Paradoxien nicht entfliehen können. Die Moderne ist immer schon Aufbruch und Beschleunigung, Entgrenzung und Freisetzung, Individualisierung und Isolation, effektive Differenzierung und fragmentierende Zersplitterung. An dieser Stelle kommt Beratung ins Spiel. Weil die Moderne mit all ihren Paradoxien den Menschen nicht nur als befreiten, sondern immer auch als beschädigten, irritierten und deformierten Menschen hinterlässt, ist es gut, dass es gesellschaftliche Institutionen wie

Beratungsstellen gibt, die dieser Verlustseite der Moderne Raum geben. Es versteht sich fast von selbst, dass die Trennung zwischen der Pathologie der Moderne und modernen Pathologien nicht gänzlich trennscharf ist. So lässt sich die zunehmende Selbstbezogenheit des modernen Menschen als Signatur der Moderne lesen, aber sie ist in Form narzisstischer Persönlichkeitsstörungen auch Pathologie des Individuums. Und doch lässt sich der gesellschaftliche Auftrag der Beratung – Ferdinand Buer würde sagen, das „Format“ psycho-sozialer Beratung (Buer 2007) – hier weiter klären. Es gibt unzählige Beispiele, wie verunsichert das Terrain ist, auf dem man heute Mann und Frau, jugendlich oder alt, Paar oder Familie ist. Von einigen dieser Pathologien der Moderne wird später noch die Rede sein. Diese normalen Verunsicherungen bedürfen einer gesellschaftlichen Antwort, die die Gesellschaft im Format der Beratung gibt.

Zwischen Jugendhilfe, Seelsorge und Therapie

In einer dritten Annäherung kann man versuchen, Beratungsarbeit an der Schnittstelle von drei großen Handlungsfeldern zu bestimmen. Beratung ist Jugendhilfe, sie ist, wo sie in Trägerschaft und im Auftrag der Kirchen arbeitet, Seelsorge und sie hat, wie bereits deutlich geworden ist, eine Überschneidungsfläche mit therapeutischer Arbeit.

Wo Beratungsstellen „integriert“ arbeiten, das heißt, wo Erziehungsberatung mit Ehe-, Familien- und Lebensberatung unter einem Dach angeboten wird, ist es offensichtlich, dass Familienberatung Teil der Jugendhilfe ist. Die Beratung von Menschen, die Erziehungsverantwortung wahrnehmen, gehört nach dem Achten Sozialgesetzbuch (§28 SGB VIII) zu den Pflichtaufgaben der Kommunen. Diese delegieren die Beratungsarbeit oft an freie Träger wie die Kirchen. Aber auch reine Eheberatungsstellen erbringen Leistungen nach dem SGB VIII, dem sogenannten Kinder- und Jugendhilfegesetz. Dort ist in Paragraph 17 geregelt, dass Eltern durch professionelle Hilfe unterstützt werden sollen, damit sie ein gedeihliches Zusammenleben aufbauen können, damit es nicht zu einer Trennung kommt oder damit eine unvermeidbare Trennung möglichst glimpflich für die Kinder verläuft. Dies ist eine unmittelbare Umsetzung des besonderen Schutzes der Familie, der in Artikel 6 des Grundgesetzes formuliert ist. Darüber hinaus fallen auch Beratungen mit Alleinerziehenden oder mit jungen Erwachsenen in den Bereich des SGB VIII.

Das Sozialgesetzbuch VIII klärt auch, dass die Unterstützung, die durch das Team einer Beratungsstelle angeboten wird „mit pädagogischen und [...] therapeutischen“ Mitteln erbracht wird (§27 SGB VIII). Dies ist nur ein weiterer Hinweis auf die großen Überschneidungen, die es zwischen den Formaten Beratung und Therapie gibt. Die oben getroffene Unterscheidung zwischen den Pathologien der Normalität und den diagnostizierten Abweichungen von der Normalität können hier eine Richtschnur sein, um das Selbstverständnis von Beratung zu klären. Der Beratungsalltag zeigt, dass Beratung und Therapie de facto oft ineinander übergehen (Klann 2002, S. 159). So ist prinzipiell damit zu rechnen, dass die Ratsuchenden, die Beratungsstellen aufsuchen, oftmals psychisch hoch belastet sind. In Regionen, in denen die Grundversorgung mit PsychotherapeutInnen unzureichend ist, wird Beratung nicht selten zur realistischen Alternative für PatientInnen, die keinen Therapieplatz bekommen. Und auch nach absolvierter Psychotherapie wird Beratung als Modus der Begleitung gewählt.

Wo sie in kirchlicher Trägerschaft angeboten wird, ist Beratung schließlich Teil der Seelsorge. Dieser Zusammenhang und seine Konsequenzen wurden inzwischen ausführlich reflektiert (Hutter 2006, Plois & Strodmeyer 2016, Wahl 2003). In diesen Reflexionen wird deutlich, dass die Familienberatung als Ort verstanden werden kann, an dem die „Weltleidenschaft“ der Kirche (Marti 1998) (be-)greifbar

wird. Beratung ist ein Ort, an dem zentrale Optionen, die sich aus der jüdisch-christlichen Überlieferung ergeben, verwirklicht werden. Und die Beratungsarbeit ist ein Raum, in dem viele Themen besprochen werden, bei denen sich eine psycho-soziale und eine theologische Betrachtung gegenseitig stärken und befruchten können. Beispiele dafür sind das Interesse für familiäre Lebensformen, die Offenheit für existentielle Fragen, die Achtung vor der singulären Lebensgeschichte oder der innere Zusammenhang von Heil und Heilung.

Leuchtturmgespräche, Weichenstellungen und Begleitung

Betrachtet man die Breite der möglichen Themen, mit denen sich Beratung beschäftigt, und die Felder, die einen Einfluss auf psycho-soziale Beratung haben, dann wird schnell klar, dass Beratungsverläufe nicht rigide standardisiert werden können. Und in der Tat spiegelt sich bereits in der Länge der Beratungsprozesse die Notwendigkeit wider, Beratung sehr genau auf die Ratsuchenden und ihre konkreten Anliegen abzustimmen. In ungefähr fünfzig Prozent der Fälle sprechen die Fachkräfte mit Ratsuchenden ein- bis fünfmal. Man könnte diese Gespräche als Leuchtturmgespräche bezeichnen. Wir leben in einer ziemlich komplizierten Welt, in der vieles, was früher selbstverständlich war, nicht mehr selbstverständlich ist: Wenn ich von meinem Partner oder meiner Partnerin betrogen werde, muss ich mich dann zwangsläufig trennen? Ist es besser mein Kind anzutreiben, damit es auf der Realschule bleiben kann? Oder ist es besser, wenn es auf der Hauptschule mit weniger hohen Leistungsanforderungen konfrontiert wird? Die Liste solcher Fragen ist lang. Das hat nichts damit zu tun, dass Menschen heute unsicherer oder entscheidungsschwächer geworden sind, sondern es hat damit zu tun, dass es einfach kompliziert ist, eine Beziehung zu führen, Kinder zu erziehen oder Familie zu sein. Unsere Ansprüche an Be- und Erziehung sind höher geworden. Auch das Wissen darum, was alles beachtet werden will, ist gewachsen. Familienleben ist heute ein unübersichtlicheres und herausfordernderes Terrain als es vor einigen Jahrzehnten noch war. Der Bedarf an Orientierung ist groß. Viele Menschen finden ihre Orientierung im Austausch mit anderen Menschen. In diesem Sinne bieten bereits einige wenige Gespräche mit einem Berater oder einer Beraterin Ratsuchenden eine Orientierungsmöglichkeit. Sie suchen manchmal den Rat der Experten. Oft suchen sie aber vor allem einen Gesprächsraum, in dem sie gemeinsam mit einem anderen ihre Gedanken sortieren können. Viele dieser Menschen sind „gut aufgestellt“, sie haben ihre Spielräume und Ressourcen. Aufgabe der Beratung ist es hier, einen SprachRaum zu schaffen, in dem sich die Ratsuchenden über ihre Situation klar werden können und in dem sie sich im Gespräch neu orientieren können.

Neben diesen Leuchtturmgesprächen gibt es die klassischen Beratungsverläufe, bei denen Ratsuchende etwa zehn bis fünfzehn Mal zu Gesprächen in die Beratungsstelle kommen. Fragt man nach der Wortbedeutung des Wortes „Rat“, dann sieht man, dass es beim „Rat“ um alles gehen kann, was zum Leben dazu gehört. In Worten wie „Vorrat“, „Hausrat“, oder auch „Unrat“ finden wir diese umfassende, nicht eingegrenzte Bedeutung wieder. In unseren klassischen Beratungen sind die Ratsuchenden mit allen Themen willkommen, die sich im weitesten Sinne um die Familie, um Erziehung, um Partnerschaft oder den eigenen Lebensentwurf drehen. Es ist schlicht unmöglich eine Liste all der Fragen zusammenzustellen, die in der Beratungsarbeit auf den Tisch kommen, darum sollen einige Beispiele genügen: Wollen wir zusammen bleiben? Wie können wir als Paar wieder lebendiger zusammen leben? Ist die Pubertätskrise, die wir mit unseren Kindern erleben, noch normal oder müssen wir uns größere Sorgen machen? Warum hat mein Kind Angst in die Schule zu gehen? Wie kann ich damit umgehen, dass ich meinen Vater nie kennen gelernt habe? Schon an diesen wenigen Fragen wird spürbar, dass sie sich wohl nicht in ein oder zwei Gesprächen klären

lassen. Darum nimmt sich die klassische Beratung mit den Ratsuchenden Zeit, um die Situation genau zu verstehen und um gemeinsam Ideen zu entwickeln, wie Weichen für ein zufriedeneres und glücklicheres (Zusammen-)Leben gestellt werden können.

Schließlich kommt es in ungefähr 15 Prozent der Fälle vor, dass Familien über viele Monate oder gar ein oder zwei Jahre begleitet werden. In unterschiedlichsten Studien ist ein immer wiederkehrendes Ergebnis, dass Familien, wenn sie sich in einer ernsthaften Krise befinden, nicht ein eng umrissenes Problem haben, das man dann pragmatisch angehen und gezielt lösen kann. Es gibt Familien, die mit einer Vielzahl von massiven Problemen konfrontiert werden. Finanzielle Probleme kommen dann zu Beziehungsproblemen, Krankheiten kommen dann zu Ärger mit Institutionen, Beziehungsstress trifft sich mit Streit zwischen Eltern und Kindern, Schulsorgen treten zusammen mit sozialen Problemen auf. Diese Liste wird bei nicht wenigen Familien lang und immer länger. Ein Forschungsausschuss, der die Beratungsarbeit auf Bundesebene begleitet, hat schon vor Jahren nachdrücklich darauf hingewiesen, dass es unverantwortlich wäre, in solchen Fällen die Ressourcen, die für eine Beratung zur Verfügung stehen, willkürlich zu beschränken. Für hoch belastete Familien und für besonders krisenhafte Situationen kann und darf es keine Standardlösungen geben. Hier ist es wichtig, dabei und präsent zu bleiben. Hier ist es wichtig, immer wieder neue Angebote zu machen oder aufgenommene Spuren konsequent, aber auch unaufgeregt weiter zu verfolgen. Der renommierte humanistische Therapeut Irvin D. Yalom hat gefordert, man müsse für jeden Patienten die zu ihr/ihm passende Therapie erfinden. Zumindest für die langen und intensiven Fälle ist dies in Beratungsstellen eine bewährte Praxis. Wo Familien in „schwere See“ geraten, dort brauchen sie die aufmerksame Beratung eines Beratungsteams und nicht rigide Zeitvorgaben, bis wann sie ihre Probleme gelöst haben müssen.

2. Was sehen und hören wir in den Beratungsgesprächen – einige Skizzen

In Beratungsstellen werden tagtäglich unzählige Geschichten über das Leben in unserem Land erzählt. Die Unterschiedlichkeit der Ratsuchenden und die Breite der Beratungsanlässe bringen es mit sich, dass sich im Arbeitsalltag von BeraterInnen zwangsläufig die Gesellschaft widerspiegelt, in der sie beraten. Durch die Wahrnehmung und Bündelung ihrer Beratungserfahrungen verfügen sie über ein „spezifisches Wissen hinsichtlich gesellschaftlicher Veränderungen und individueller Belastungen“. Dadurch können sie, zumindest für die Region, in der sich eine Beratungsstelle befindet, qualitativ und quantitativ beschreiben, „welche Probleme in der Gesellschaft bestehen oder neu auftreten und wie die Betroffenen damit umgehen“. Damit werden Beratungsstellen zu Seismografen für gesellschaftlich bedeutsame Konflikte, Stimmungen und Veränderungen (Saßmann & Klann 2002, S. 10, S. 22ff). Beratung widmet sich also nicht nur den Pathologien der Normalität im Sinne der Herausforderungen, mit denen Menschen, Paare und Familien konfrontiert sind, ohne deshalb „abweichend“ oder „krank“ zu sein, sondern Beratungsstellen sind auch Orte, an denen die Probleme, mit denen Menschen in einer bestimmten Gesellschaft und zu einer bestimmten Zeit konfrontiert sind, erkannt werden können. Selbstverständlich wäre es vermessen, im Rahmen dieser Ausführungen beschreiben zu wollen, welche Herausforderungen sich den familialen Systemen heute stellen. Dennoch sollen einige Skizzen einen Eindruck davon vermitteln, welche für Familien relevante Themen in der Luft liegen.

Überforderte Liebe

Gerade insofern Beratungsstellen sich als Ehe- und Paarberatungsstellen verstehen, sind sie mit den Bildern von Liebe und Romantik konfrontiert, die unsere Gesellschaft heute prägen und insbesondere mit deren Fragilität und ihrer strukturellen Überfrachtung. Eine der besonders wichtigen Veränderungen auf dem Weg zu unserem modernen Familienverständnis passierte schleichend. Am Ende waren Rason und Kalkül durch romantisches Begehren als einzig akzeptabler Grundlage familialen Zusammenlebens ersetzt. Dieses Begehren war eine Schöpfung des 17. und 18. Jahrhunderts. Selbstverständlich wurde leidenschaftliche Liebe nicht in der Romantik erfunden, aber ihre Funktion im familialen Kontext veränderte sich in dieser Zeit grundsätzlich. Dass es die Leidenschaft der Verliebten gibt, wurde gesellschaftlich stets wahrgenommen, als Grundlage für gesellschaftlich tragende Strukturen kam sie schlicht nicht in Betracht. Diese wurden aufgrund von rationalen, meist ökonomischen Überlegungen begründet. Damit wurden sowohl die Liebe als auch die Ehe in den je eigenen Grenzen stabilisiert. „Die Ehe, weil sie nicht der Vergänglichkeit der Leidenschaften ausgesetzt war, die Liebe, weil sie freigehalten war von den Zwängen der Elternschaft und der Dauer“ (Beck & Beck-Gernsheim 1990, S. 246).

Mit der Romantisierung der Liebe kommt es zu einer weitreichenden Umkodierung. Das „willenlose Ergriffensein“, die „krankheitsähnliche Besessenheit“ und die „schicksalhafte Bestimmung füreinander“ werden zum erwarteten Normalfall der Liebe (Luhmann 2008, S. 31). Sie fügen sich zu einem geschlossenen gesellschaftlichen Schema zusammen, „auf [das...] hin gelernt und erzogen wird“ (Luhmann 2008, S. 34). Das wirklich revolutionäre ist aber, dass diese Passion jetzt dazu dienen soll, familiale Strukturen anzubahnen und sie aufrechtzuerhalten. Oder anders ausgedrückt: Die Romantik besteht darauf, dass Paare *allein* aus Liebe heiraten. Dass damit eine fatale Sollbruchstelle für moderne Beziehungen geschaffen wurde, ist aus heutiger Sicht evident. Das auf Verlässlichkeit und Vorhersagbarkeit angewiesene eheliche Ideal steht in krassem Kontrast zur Passion, deren Maß der Exzess ist (Luhmann 1994, S. 83). Die Regelmäßigkeit des ehelichen Lebens trifft auf eine emotionale Lage, über die Luhmann schreibt „wer den Regeln folgt, folge nicht der Geliebten“ (Luhmann 1994, S. 84, 87). Das nur intuitiv Erfassbare der intimen Passion soll eine verlässliche gesellschaftliche Institution begründen. Und das Zeitkonzept der Passion – eine Momenthaftigkeit, die sich weder um Dauer noch um jedwede Begrenzung des Zeithorizonts kümmert (Luhmann 1994, S. 112) – kollidiert zwangsläufig mit der „Ewigkeitsrhetorik“, die wie selbstverständlich zur Institutionalisierung einer Beziehung gehört („bis dass der Tod euch scheidet“).

Die Romantisierung des familialen Raums bereitete den Weg für eine zweite Entwicklung: Je entfremdeter auf dem Weg in die Moderne die eigenen Weltbeziehungen erlebt werden, desto wichtiger wird es, Räume zu konstruieren, in denen die eigenen Bedürfnisse nach Nähe und Geborgenheit gestillt werden. So lag es nahe, dass die bürgerliche Kultur, als Gegenbewegung auf die bedrohlich erlebten Entwicklungen der Industrialisierung und die ungewissen Aufbrüche in die Moderne, die Familie als Kontrastort konzeptualisierte. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird die Familie „zu einer idealistischen Zufluchtsstätte“. Je kälter die Welt draußen erlebt wird, desto mehr steht die Chiffre Familie für materielle Sicherheit, eheliche Liebe, Privatheit und Stabilität, vor allem aber für einen Schutzwall, ein „Refugium vor den Schrecken der Gesellschaft“. Gleichzeitig Bastion gegen die Einsamkeit und Bastion gegen die Welt, verbinden sich mit einem immer verklärteren Bild von Familie die Versprechen von Intimität, Authentizität, Wärme und Heimat (Sennett 1986, S. 36).

Auf welche strukturelle Überforderung auch diese Sichtweise hinauslaufen muss, liegt auf der Hand. So kann es nicht verwundern, dass sich „alle sozialwissenschaftlichen Interpreten der modernen Liebe darüber im Klaren [sind], dass diese Institutionalisierung höchst problematisch ist“ (Rosa 2016, S. 347). Exemplarisch sei Eva Illouz herausgegriffen, die ausführt: „Indem sie die Institution der Ehe mit dem Ideal der romantischen Liebe konfrontieren, bauen moderne Gemeinwesen gesellschaftliche Widersprüche in unsere Erwartungen ein, Widersprüche, die ihrerseits zu psychischen Realitäten werden. Die institutionelle Organisation der Ehe, die auf Monogamie, einer Lebensgemeinschaft und dem Zusammenlegen ökonomischer Ressourcen zum Zweck der Wohlstandsmehrung fußt, schließt die Möglichkeit aus, eine romantische Liebe als intensive und alles verzehrende Leidenschaft aufrechtzuerhalten“ (Illouz 2012, S. 31).

Die Familie als Austragungsort gesellschaftlich ungelöster Probleme

Aber nicht nur von innen heraus sind Partnerschaften bedroht. Die Widersprüche einer Gesellschaft zeigen sich in allen Formen des Zusammenlebens. Verständlicherweise interpretieren die meisten Beziehungspartner ihren Streit über zu wenig gemeinsame Zeit, Überlastung durch Hausarbeit und die unbefriedigende finanzielle Lage als Beziehungsphänomen. Die Konflikte zeigen in der Beziehung stets ihr privates, persönliches Gesicht. Es ist ja mein konkreter Partner, der mich im Alltag zu wenig entlastet oder der mir mit seiner Unzufriedenheit die eigene Laune verdirbt. Verloren geht am privaten Austragungsort zumeist das Bewusstsein für den kollektiven Entstehungskontext vieler Probleme, die Ansprüche, die beispielsweise vom Arbeitgeber gestellt werden, oder die Angst mit den finanziellen Ressourcen der Familie nicht auskommen zu können. Statt diesen Rahmen zu reflektieren und zu kritisieren, werden die auftretenden Schwierigkeiten zu Beziehungsproblemen verkürzt und in dieser Verzerrung endgültig unlösbar. In der Familie „(und in all ihren Alternativen) entsteht so der systematisch bedingte Wahn, in ihr lägen die Fäden und Hebel, [... die gesellschaftlich ungelösten Konflikte] in der konkreten Zweisamkeit zu ändern“ (Beck 1986, S. 192f.; Beck & Beck-Gernsheim 1990, S. 37). Die Themenpalette ist an dieser Stelle schier unerschöpflich: Sie beginnt mit zwei der konfliktreichsten gesellschaftlichen Kraftlinien: der zwischen Männern und Frauen und jener zwischen den Generationen. Für beide Beziehungen gilt, dass es wohl kaum möglich sein wird, im privaten Bereich Lösungen für ein konstruktives Miteinander zu finden, wenn die gesellschaftliche Logik darauf aufbaut, die beteiligten Gruppen gegeneinander auszuspielen. Die Bandbreite der Themen, die sich auf diesem privaten Kampfplatz, sozusagen deplaziert, wiederfinden, ist aber noch viel größer. Sie reicht von der Frage danach, wie man mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen zusammenleben kann oder wie bei „nahezu totaler Individualisierung durch das Konsumangebot“ Verbindlichkeit und Zusammenhalt gestärkt werden können (Rexilius 1984, S. 123), bis hin zur Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und zur Grundparadoxie der Moderne, wie „der Anspruch auf ein Stück eigenes Leben und die Sehnsucht nach Bindung, Nähe, Gemeinschaft“ miteinander in Einklang gebracht werden können (Beck-Gernsheim 2000, S. 18).

Dysfunktionale Männer- und Frauenrollen

Ein anderes Thema, das für die Familienberatung von großer Bedeutung ist, sind die strukturellen Probleme, die mit der gesellschaftlichen Konstruktion von Männer- und Frauenrollen verbunden sind. Die Erwartungen, die an Jungen und Mädchen, an Männer und Frauen heute gestellt werden, sind an vielen Stellen unrealistisch und wenig konstruktiv. Männer- und Frauenbilder eröffnen viel zu selten Räume für einen spielerischen und kreativen Umgang mit der eigenen Geschlechterrolle und bahnen viel zu selten den Weg zu einem entspannten, fairen und bereichernden Miteinander der

Geschlechter. Ich möchte das an dieser Stelle für die Männerrollen kurz skizzieren, es gilt aber auch für die Rollen von Frauen (vgl. ausführlich Hutter 2017).

Christoph Kucklick weist darauf hin, dass es auf dem Weg in die Moderne zu einer Verflechtung kommt, die keinesfalls zwingend und aus heutiger Sicht nicht einmal sinnvoll ist, die den Genderdiskurs aber nichtsdestoweniger nachhaltig prägt. Es kommt in dieser Zeit zu einer Verschmelzung, die die Bestimmung konstruktiver Geschlechterrollen bis heute massiv irritiert: „Der Mann erschien als Geschlecht, das bis ins Innerste von den Modernisierungs- und Differenzierungsprozessen der Gesellschaft geprägt war“ (Kucklick 2008, S. 137). Als die alte verlässliche und geordnete Welt in Brüche ging und das Individuum einer fortschrittsverliebten, industrialisierten Welt unterworfen wurde, riss ein Graben zwischen „modernistischen Machern“ und „verlässlichen Bewahrern“ auf. Gleichzeitig bürgerte sich eine Lesart ein, die Männer und Frauen auf unterschiedlichen Seiten dieses Grabens stehen sah. Dieser Codierungsprozess betrifft beide Geschlechter, die immer schon zutiefst aufeinander verwiesen sind: Entweder sie blühen beide und machen sich gegenseitig lebendiger oder sie vegetieren beide dahin, beengen und beschneiden sich und werten sich schlimmstenfalls gegenseitig ab. Wenn ein Geschlecht als Problemfall denunziert wird, wenn es diffamiert wird und verkürzt, dann wird auch das andere Geschlecht seine Rollen nicht entfalten können. „Die moderne Geschlechterideologie arbeitet im Kern mit parallelen Abwertungen von Männlichkeit und Weiblichkeit [...]; die Moderne kann sich in keinem der Geschlechter mehr vollständig spiegeln, beide erscheinen als je spezifisch einseitig und defekt. Und nur über die Negation des jeweiligen anderen Negativen entsteht so etwas wie eine zerbrechliche Einheit der Geschlechter“ (Kucklick 2008, S. 18). Die Frau wird dabei zur Retterin der Welt, der Familie, der Harmonie und nicht zuletzt des Mannes stilisiert und prompt entfaltet sich „der ganze Kanon der Beleidigungen einer reduzierten Weiblichkeit“ (Kucklick 2012, S. 16). Der Mann dagegen – so formuliert Theodor Gottlieb von Hippel einen Konsens des Deutschen Idealismus – ist ohne seine Frau ein Tier: unbegrenzt, unbeherrscht, gefährlich, gefühllos und kalt. Er ersetzt in der „säkularen Moderne [...] den Teufel als Eichmaß des Abscheulichen“ (Kucklick 2012, S. 16). Und ebenso wie die Ressentiments gegen die Vital- und Selbstbehauptungskräfte der Frauen haben die Männerressentiments bis heute ihre Macht behalten.

Was Kucklick auf einer prinzipiellen Ebene aus den philosophischen Diskursen des 18. und 19. Jahrhunderts herleitet, hat bis heute konkret spürbare Konsequenzen. Männliche Rollenentwürfe sind oft mit Erwartungen von Risiko und Stärke, von Durchsetzungsfähigkeit und Weltgestaltung (z.B. in Form von Arbeit) konfrontiert. Gleichzeitig werden Männer aber gerade deshalb kritisiert, weil sie zu hart, zu wenig emotional, zu arbeitsam und zu wenig familiär sind. In der Summe entsteht ein Konglomerat von Zuschreibungen, das es vielen Jungen und Männern schwer macht, ihre Rollen lust- und kraftvoll auszufüllen. Die Liste der Probleme, die daraus entstehen, ist lang: Im bundesdeutschen Durchschnitt lag der Anteil an Jungen in Förderschulen 2014 bei 64 Prozent (DESTATIS 2014, S. 17). Jungen werden etwa vier Mal so häufig als hyperaktiv diagnostiziert wie Mädchen. Ähnliche Zahlen gelten für Autismusdiagnosen. Männer sterben zwei- bis dreimal häufiger infolge von Verkehrsunfällen und begehen mehr als drei Viertel der Suizide (Brähler & Spangenberg 2011, S. 25). Die Selbstsorgekompetenz von Männern ist wenig ausgeprägt. So nehmen sie beispielsweise Präventionsangebote im Gesundheitsbereich – wenn sie denn existieren – deutlich seltener in Anspruch als Frauen (Brähler & Spangenberg 2011, S. 30). Männer sind weit häufiger als Frauen von Berufsunfällen betroffen. Im Jahr 2012 gingen über 96 Prozent der tödlichen Arbeitsunfälle zu ihren Lasten. Bei den nicht-tödlichen Arbeitsunfällen ist die Rate der Männer 2,8-mal so hoch wie die der

Frauen (DESTATIS 2015, S. 6). In den Bereichen berufsunfallbedingter Verrentung und Berufserkrankungen lag der Frauenanteil 2009 jeweils deutlich unter 20 Prozent (www.manndat.de 2011). In allen Randbereichen der Gesellschaft, beispielsweise bei Obdachlosen, Drogenabhängigen oder Kriminellen, ist der Anteil der Männer deutlich gegenüber dem Anteil von Frauen erhöht. Gründe, sich über gelingende Männerrollen Gedanken zu machen, gibt es also mehr als genug.

Die ökonomische Schere klafft immer weiter auf

Ein weiterer Faktor, der familiäre Lebensformen von außen bedroht, sind die ökonomischen Rahmenbedingungen, die einerseits (drohende) Armut zu einem Dauerthema vieler Familien machen und andererseits ein gesellschaftliches Klima sich zuspitzender Spaltungen zementieren.

Unmissverständlich weist Papst Franziskus in seiner neuen Familienschrift *Amoris laetitia* (AL) auf diese Rahmenbedingungen hin, mit denen Familien konfrontiert sind (ausführlich: Kreidler-Kos & Hutter 2017). Er sieht und benennt, dass diese Rahmendaten „Familien heute [zu] erdrücken drohen, ein allgemeines Gefühl der Ohnmacht hervorrufen und dass durch das Desinteress[e] und [die] gering[e] Aufmerksamkeit von Seiten der Institutionen“ (AL 43) der immense Erwartungs- und Leistungsdruck auf Familien noch einmal verstärkt wird. Für Franziskus ist klar, dass die Aufgabe der Kirche angesichts dieser ökonomischen Rahmungen nur ein „prophetische[r] Aufruf zugunsten der Familie“ (AL 44) sein kann.

Obwohl die ökonomische Gesamtsituation in unserem Land ungleich privilegierter ist als in den meisten Gegenden der Welt, wird schnell klar, wie wichtig dieser kritische Blick des Papstes auch für den deutschsprachigen Raum ist. Die Spaltung zwischen Menschen, die große Möglichkeiten haben, und solchen, denen der Zugang zur Realisierung eigener Lebenschancen verbaut ist, wird auch in unserer mitteleuropäischen Gesellschaft immer größer. Für Deutschland hat der 2014 verstorbene Historiker Hans-Ulrich Wehler in seinem vorletzten Buch „Die neue Umverteilung. Soziale Ungleichheit in Deutschland“ ein faktenreiches Bild dieser immer weiter klaffenden sozialen Schere gezeichnet. Er besteht darauf, dass sie weithin sichtbar und schlicht nicht zu dementieren ist: „Auf der einen Seite: Abermillionen von Arbeitslosen; die zumal in Ostdeutschland, aber auch in westdeutschen Industrievierteln zu besichtigenden geradezu altertümlichen Formen krasser Ungleichheit; die Lage zahlreicher Hartz IV-Empfänger. Auf der anderen Seite: der obszöne Anstieg von Managergehältern in schwindelerregende Höhen; die Selbstbereicherung mit spektakulären Bonuszahlungen und Vorzugsaktien als begehrte Zusatzbelohnung für eine bereits übermäßig honorierte Leistung; die steile Gewinnsteigerung der Unternehmen bei gleichzeitiger jahrelang währender Stagnation der Realeinkommen der Erwerbstätigen“ (Wehler 2013, S. 8). Wehler geht es dabei nicht um die Diskussion der Einkommensunterschiede unterschiedlich qualifizierter Gruppen von Arbeitern, sondern um eine soziale Ungleichheit, die von Machteliten aufgrund ihrer Stellung durchgesetzt wird. Als prägnantes Beispiel führt er an, dass die Vorstände der 30 deutschen Dax-Gesellschaften „in den fünf Jahren von 1997 bis 2002 ihr Einkommen ohne die Boni und Aktienoptionen von 1,66 Millionen DM auf 1,7 Millionen Euro verdoppelt haben“, während jeder „vierte Arbeitnehmer [...] inzwischen zu den acht Millionen im Niedriglohnsektor“ gehört (Wehler 2013, S. 62). Diese Zahlen stehen exemplarisch für eine Entwicklung, während der die „Verteilungsgerechtigkeit völlig verloren gegangen ist“ (Bundestagspräsident Lammert zit. in: Wehler 2013, S. 63). Wehler erörtert, dass diese Verteilungsgerechtigkeit sich bei weitem nicht nur auf die Verteilung von Löhnen und Gehältern bezieht. Sie trennt Erben von Nicht-Erben und setzt sich fort im Bereich der Vermögensungleichheit. Im Bereich der Vermögen wird deutlich, dass es sich bei Wehlers Befunden nicht um Momentaufnahmen handelt. Vielmehr beschreibt er eine

Konzentrationsbewegung, durch die sich immer mehr Kapital bei immer weniger Menschen kumuliert. „Kontrollierte 1970 das oberste Dezil schon 44 Prozent des gesamten Nettogeldvermögens“, so besaßen im Jahr 2000 „fünf Prozent rund die Hälfte des gesamten Vermögens; die ärmeren 50 Prozent dagegen besaßen zwei Prozent“ (Wehler 2013, S. 73). Eine Gruppe Intellektueller spricht in ihrem „konvivialistischen Manifest für eine neue Kunst des Zusammenlebens“ von einer „überall maßlos gewordenen Kluft zwischen den Ärmsten und den Reichsten“, die „einen Kampf aller gegen alle in einer Logik verallgemeinerter Gier“ schürt (Les Convivialistes 2014, S.40).

Diese Ungleichheit in Bezug auf Familien zu thematisieren, ist nicht nur deshalb wichtig, weil sie Benachteiligung bewirkt und zementiert, sondern auch weil sie ein großes Angstpotential schafft. Es gibt nicht nur die Angst vor konkreter Armut, es gibt vor allem eine Angst vor dem gesellschaftlichen Abrutschen. Dass diese längst in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist, lässt sich an Veränderungen in großen soziologischen Studien belegen. So resümiert das Forschungsinstitut Sinus in der Präsentation ihrer 2010 neu überarbeiteten Milieustudie: „Bloß nicht abrutschen“ ist zur „Leitmaxime“ der gesellschaftlichen Mitte avanciert (Sinus 2010, S. 5f.). In seinen „Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne“ schreibt Hartmut Rosa: „Zum ersten Mal seit 250 Jahren hat die Elterngeneration flächendeckend nicht mehr die Erwartung, dass es den Kindern einmal besser gehen wird als ihr selbst, sondern ganz im Gegenteil: Sie hoffen, dass es ihnen nicht viel schlechter gehen wird [...] dass die erreichten Standards einigermaßen zu halten sein werden“ (Rosa 2012).

Beschleunigungsprozesse

Der Soziologe Hartmut Rosa hat zu beschreiben versucht, wie sich das in unserer Gesellschaft fast allgegenwärtige, diffuse Gefühl, „dass alles immer schneller wird“ präzise fassen lässt. Er beschreibt drei voneinander unabhängige Prozesse, die ineinandergreifen und sich gegenseitig aufschaukeln (Rosa 2013, S. 190-204). Unter der ständig antreibenden Überschrift „Zeit ist Geld“ forcieren ökonomische Kräfte permanent Zyklen technischer Beschleunigung. Vor allem weil technische Innovation Personalkosten senkt, weil technischer Vorsprung ein Wettbewerbsvorteil ist und weil kurze Innovationszyklen mächtige Kaufimpulse setzen (dies ist beispielsweise bei den immer neuen Generationen von Mobiltelefonen sichtbar), ist die Wirtschaft unbedingt daran interessiert, dass technischer Fortschritt vorangetrieben wird.

Mit diesen technischen Veränderungen untrennbar verknüpft sind soziale, kulturelle und politische Prozesse, die sich mit einer immer kürzeren Veränderungsrate wandeln. Am Beispiel der Durchsetzung dreier technischer Revolutionen illustriert Rosa eindrucksvoll, wie dramatisch sich Innovationsdiffusion beschleunigt. „Von der Erfindung des Rundfunkgerätes am Ende des 19. Jahrhunderts bis zu seiner Verbreitung auf 50 Millionen Empfänger dauerte es 38 Jahre; das ein gutes Vierteljahrhundert später eingeführte Fernsehen erreichte denselben Verbreitungsgrad nach nur 13 Jahren, während es vom ersten bis zum fünfzigmillionsten Internetanschluss gar nur noch 4 Jahre dauerte“ (Rosa 2013, S. 192). Diese Revolutionen entfalten ihre Dynamik nicht nur auf einer technischen Ebene. Vielmehr verändern sich Einstellungen, Erwartungen, Erfahrungen und handlungsleitende Maximen. Um es nur an der letzten Welle zu illustrieren: Zu Zeiten des Internets lehrt und lernt man anders als früher, man findet und beendet Beziehungen anders, man informiert sich anders, partizipiert anders an politischen Prozessen und verbringt seine Freizeit anders als früher, als ein Zugang zu einem world wide web noch gar nicht vorstellbar war.

Obwohl der technische Fortschritt eigentlich dazu führen müsste, dass Menschen mehr Zeit haben, weil sie beispielsweise das Waschen der Wäsche oder das Spülen des Geschirrs nicht mehr zur Gänze selbst übernehmen müssen, sehen wir auch auf der individuellen Ebene paradoxerweise massive Anzeichen von Beschleunigung und Zeitmangel. Rosa erklärt dies dadurch, dass die immer weiter steigenden Möglichkeiten, die Welt zu erleben und sie zu gestalten, dicht gedrängt in die frei werdende Zeit gepackt werden. Weil das Zeitbudget selbst ja unveränderbar ist, kommt es durch die Explosion der Möglichkeiten unterm Strich zu einer Steigerung der Handlungs- und Erlebnisperioden (Rosa 2013, S. 194).

Alle drei Spielarten der Beschleunigung wirken untrennbar zusammen und führen zu zwei Phänomenen, die im Beratungsalltag relevant werden. Erstens provoziert Beschleunigung das Gefühl und oft auch die Realität, abgehängt zu werden. Der Konsumwaren- und Arbeitsmarkt, Technologien und medial vermittelte Informationen, ja die gesellschaftliche Normalität als Ganze verändern sich so schnell, dass die Angst, den Anschluss zu verlieren, nur allzu realistisch erscheint. Auf allen Ebenen gilt: Jedes Zögern und Warten wird zur Bedrohung des materiellen, aber auch des sozialen „Besitzstandes“. Die als unbegrenzt wahrgenommenen Wahlmöglichkeiten, verbunden mit der permanenten Drohung, sie als „Abgehängter“ entzogen zu bekommen, versetzen die Gesellschaft in einen Zustand totaler Mobilmachung und zwingen den Menschen „in eine Lebensform von sozial Nicht-Sesshaften“ (Wintels 2000, S. 13). Denn Geschwindigkeit, egal ob als Taktfrequenz der Datenübertragung, als Mobilitätsbereitschaft im Beruf oder als Fluktuation von Finanzströmen, setzt – als getreues Abbild des ökonomischen Wachstumsimperativs – immer neue Maßstäbe, die umgehend Verpflichtungscharakter erhalten.

Noch einschneidender ist aber die Gier nach Leben und Erleben, die Menschen gleichzeitig ruhelos und unzufrieden machen. Wie sehr die Sehnsucht nach mehr Leben in verzweifelt, gieriges und süchtiges Verhalten umschlägt, wird spürbar, wenn Rosa schreibt, dass der Mensch von einem „Ethos der Moderne“ angetrieben wird, „dem Zeitverschwendung zur Todsünde und Beschleunigung gleichsam zu einem Ewigkeitsersatz und zu einer Strategie der Angleichung von Weltzeit und Lebenszeit geworden ist: Wer doppelt so schnell lebt, kann gleichsam zwei Lebenspensen (an realisierten Weltmöglichkeiten) in einer irdischen Lebensspanne unterbringt, und wer gleichsam unendlich schnell wird, braucht den Tod als Optionenvernichter nicht mehr zu fürchten“ (Rosa 2013, S. 202f.). Rosa beschreibt hier ganz ähnlich wie Marianne Gronemeyer, die den Menschen in ihrem Buch „Das Leben als letzte Gelegenheit“ in einem schmerzhaften Spagat zwischen seiner eigenen „begrenzten Lebensspanne“ und der „verlockenden Fülle von Weltmöglichkeiten“ sieht. „Angesichts des Überangebots der Welt erfährt [er] seine Zeitknappheit erst recht quälend und die Angst, das Meiste, das Wichtigste oder das Beste zu versäumen, wird zum peinigenden Grundgefühl des Lebens“ (Gronemeyer 1996, S. 103). Es ist also nicht ein Mangel an Lebenschancen, sondern der Überfluss an Chancen und Möglichkeiten treibt den modernen Menschen vor sich her. „Was dem Leben an Länge abgeht, soll durch Schnelligkeit wettgemacht werden“, damit wenigstens die Bilanz am Ende positiv gezogen werden kann: „Die genutzten Gelegenheiten sollen die verpassten in den Schatten stellen“ und den Welthunger des modernen Menschen zu stillen helfen (Gronemeyer 1996, S. 103). Ivan Illich verweist darauf, dass Beschleunigung, Wachstum und Optimierung heute längst Suchtcharakter angenommen haben. Ein Hinweis darauf ist, dass das Urteilsvermögen des modernen Menschen beeinträchtigt ist und er gar nicht mehr merkt, dass die Chancen, mehr Welterleben zu gewinnen, längst ausgereizt und seine verzweifelt Bemühungen längst ineffektiv geworden sind. „Alle Süchtigen sind dazu bereit, für eine abnehmende Befriedigung immer höhere Summen zu

zahlen. Sie haben eine Toleranz gegenüber dem sinkenden Grenznutzen entwickelt“ (Illich 1998, S. 126). Die „Innovationszyklen“ im Computer- und Telekommunikationsbereich sind gute Beispiele dafür, wie wenig Innovation heute mit viel Geld bezahlt wird, um nur ja am Puls der Zeit zu bleiben.

Sehnsucht nach Rückbindung

Eine letzte Skizze. Der in Salzburg und London lehrende Theologe Clemens Sedmak formuliert schonungslos: „Sehen wir doch den Tatsachen ins Gesicht: Wir leben in nachtheologischer Zeit“. Mit der Gottesrede lassen sich keine Schlagzeilen mehr machen, „über Theologie wird nicht einmal [mehr] geschwiegen“ (Sedmak 2003, S. 19). Nehmen wir Friedrich Nietzsche als Markstein. Er lebte von 1844 bis 1900 und verkündete, sozusagen als Summe dessen, was in den Jahrhunderten vorher denkbar und sagbar geworden war: „Gott ist tot!“. Spätestens mit ihm sind wir in einer säkularen Welt angekommen (Hutter 2010). Was immer gedacht und gemacht wird, es hat seit dem 18. Jahrhundert seinen Bezugspunkt nicht mehr zwangsläufig in einer „Fremdreferenz“, dem Bezug des Menschen zu Gott oder zur Polis, sondern zumeist in der „Selbstreferenz“, der Beziehung des Menschen zu sich selbst (Kucklick 2008, S. 64). Diese Entwicklung ist aufklärerisch, befreiend und emanzipierend. Sie hat aber auch eine Kehrseite, mit der sie den modernen Menschen tief verunsichert.

Zum einen verändert die Entgötterung der Welt nämlich die sozioemotionale Balance des Individuums. Jakob Levi Moreno wies bereits in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts darauf hin, wie sehr es den Menschen irritieren muss, wenn seine letzten Fragen plötzlich unbeantwortet bleiben. Hat mein Leben einen Sinn? Was kommt nach dem Tod? Bin ich selbst bedeutsam? All diese Fragen gelten im religiösen Kontext als beantwortbar und als prinzipiell tröstlich und ermutigend beantwortet. Das „Glaubensbekenntnis von der Nichtexistenz Gottes“ führt im Leben der Menschen zu einer Verknappung heilsamer Ressourcen. Der Mensch, das „kosmische Tier“, wird vom Universum abgetrennt. Morenos Diagnose ist, dass diese Trennung den Menschen verängstigt (Moreno 1957, S. 16), zumindest aber verändert sie sein Lebensgefühl. Wolfgang Müller bietet in seinem Buch „Inseln der Zukunft“ ein erhellendes Bild für diesen Prozess an: Die Moderne wird, so seine These, durch eine Bewegung begleitet, die von innen nach außen geht. Der äußere Raum der Welt wird immer bedeutsamer, er wird immer besser erforscht, beherrscht und gestaltet. Dies ist, als ob man ein Musikstück perfekt erklären würde, von den Tonfrequenzen über die Mechanik der spielenden Instrumente bis hin zu einer Aufschlüsselung des verwendeten Tonmaterials und der musikalischen Motive liegen umfassende Analysen vor. Und dennoch ist damit die innere Wahrheit dieser „Welt-Musik“ noch nicht erfasst und verstanden. Die Musik ist noch nicht gehört, sie hat noch nicht berührt und hat noch keine Resonanz in den Menschen erweckt (Müller 2007, S. 105f.). Der „große blinde Fleck“ der Moderne bestünde also darin, dass die Innenschau und die Auseinandersetzung mit den letzten Fragen des Menschen an den Rand gedrängt werden. Ja mehr noch, selbst das Bewusstsein für die Bedeutung dieser Dimension scheint mehr und mehr zu verblassen (Müller 2007, S. 136-139). Dass diese Leerstelle den Menschen nicht unberührt lässt, wurde immer wieder beschrieben. Schon Nietzsche war ja viel weniger ein Prophet des Todes Gottes als vielmehr ein scharfsinniger Analytiker des aufziehenden Nihilismus, der Europa mehr und mehr prägte, je weiter es darauf verzichtete, letzte Fragen zu stellen oder sie gar zu beantworten. Und auch Müllers Buch ist eine einzige Warnung davor, den Innenraum der menschlichen Seele dauerhaft brachliegen zu lassen. Der alleinige Weg in die äußere Welt, so faszinierend und erfolgreich er in der Moderne auch beschritten wird, hat den Preis, dass die Innenwelten des Menschen verkümmern. „Dass diese [inneren] Perspektiven in der heutigen Kultur verschlossen sind, ist [für Müller] die

eigentliche Ursache für ihre depressive Grundstimmung, für ihre Wichtigtuerei und ihren dumpfen Aktionismus. Im Grunde agiert diese Kultur nur in äußerer Beschleunigung aus, was ihr an innerer Bewegung fehlt“ (Müller 2007, S. 12). Oder, wie Müller mit einem Zitat von Mark Twain zuspitzt: „Als wir unser Ziel aus den Augen verloren hatten, verdoppelten wir unsere Anstrengungen“ (zit. in: Müller 2007, S. 9).

Zum anderen ist die Gesellschaft als Ganze in den Prozessen der Säkularisierung eine andere geworden und sie hat, losgelöst von ihrer ehemaligen religiösen Verwurzelung, neue Probleme zu lösen. Es ist vielleicht kein Zufall, dass Jürgen Habermas, ein großer Fürsprecher der säkularen Gesellschaft, seine Sorge um eine Gesellschaft formuliert, die ihre traditionellen Gehalte auszulöschen droht. Ernst Wolfgang Böckenförde, der Richter am Bundesverfassungsgericht war, fragte bereits Mitte der 1960er Jahre, „ob der freiheitliche, säkularisierte Staat von normativen Voraussetzungen zehrt, die er selbst nicht garantieren kann“ (zit. in: Habermas 2005, S. 16). Anders gefragt: Aus welchen Quellen schöpft unsere moderne Gesellschaft ihre Werte und Sinnpotentiale, wenn sie auf religiöse Quellen verzichten möchte? Was ist noch sagbar, wenn ausschließlich säkulare Begrifflichkeiten zur Verfügung stehen? An den Grenzen dieser säkularen Diskurse kann für „religiös unmusikalische Menschen“ (Habermas) eine bedrückende Sprachlosigkeit lauern. Es ist so, „als sei man sich als Mensch mehr schuldig“ und als „bedürfe man mehr, als in nicht-religiöser Sprache auszudrücken ist“ (Habermas 2005, S. 31). Diese irritierende Sprachlosigkeit tritt in der Moderne besonders dort zutage, wo der siegesgewisse Fortschritts- und Machbarkeitsglaube an seine Grenzen kommt. Offenbar fehlt dem Säkularismus eine „hinreichend differenzierte Ausdrucksmöglichkeit und Sensibilität für verfehltes Leben, für gesellschaftliche Pathologien, für das Misslingen individueller Lebensentwürfe und die Deformation entstellter Lebenszusammenhänge“ (Habermas 2005, S. 31). Welche gesellschaftliche Bedeutung können diejenigen Menschen haben, die scheitern und verlieren? Was darf ein Mensch noch hoffen, wenn Krankheit und Tod siegen?

3. Zukunftsideen – Beratung als Resonanzraum

Im dritten Teil dieser Überlegungen steht nun die Frage nach der Interventionsrichtung von Beratung im Zentrum. Welche Entwicklungsperspektiven bietet Beratung den Ratsuchenden? Auf diese Frage gibt es sicherlich keine einfache Antwort, weil, wie in den ersten beiden Teilen deutlich geworden ist, die Gründe, Beratung in Anspruch zu nehmen, extrem unterschiedlich sind. Eine erste Antwort kann nur lauten, dass BeraterInnen die Themen und Anliegen aufgreifen, die die Ratsuchenden selbst vorbringen. Als Teil der Jugendhilfe und an der Schnittstelle zur Psychotherapie wird Beratung mit einer Vielfalt von Symptomen konfrontiert, auf die fachgerecht erst einmal symptomspezifisch reagiert werden muss. Das ist der Grund dafür, dass BeraterInnen sich mit unterschiedlichen Störungsbildern auskennen müssen. Sie müssen über Depression und Erschöpfung Bescheid wissen, Streiteskalation und Trennungsdynamik verstehen, auf Erziehungsfragen und Traumatisierungen fachlich reagieren können. Deshalb gehört eine grundlegende Auseinandersetzung mit psychischen Störungsmustern ebenso zur Ausbildung von BeraterInnen wie die Beschäftigung mit unterschiedlichsten familialen Konstellationen. Und doch kann diese Antwort auf der Symptomebene nicht das letzte Wort sein. Ein curativer, symptomspezifischer Blick charakterisiert im Kern die psychotherapeutische Arbeit und nicht Beratung.

Folgt man dem oben gemachten Vorschlag, dass sich Beratung primär mit den Pathologien der Normalität beziehungsweise mit dem Preis der Moderne auseinandersetzt, dann muss die Frage nach

der Zielrichtung von Beratung auf dieser Ebene beantwortet werden. 2016 hat der Jenaer Soziologe Hartmut Rosa den umfassenden Entwurf einer Theorie der Resonanz vorgelegt, in dem er sich damit auseinandersetzt, wie der moderne Mensch zur Welt in Beziehung tritt. Auf dem Cover findet sich der ebenso kurze wie tiefeschürfende Satz „Resonanz bleibt das Versprechen der Moderne, Entfremdung aber ist ihre Realität“. Rosa wählt also den alten Entfremdungsbegriff, um die Verletzungen der Moderne und die Verletzungen des modernen Subjekts zu fassen. Wichtiger ist mir an dieser Stelle jedoch, dass er den Resonanzbegriff anbietet, um die zentrale Sehnsucht des Zeitgenossen zu beschreiben. Der Mensch, so Rosa, wünscht sich auf ganz unterschiedlichen Kanälen sogenannter Resonanzachsen echte, wechselseitige Beziehungen, in denen wirkliche Gemeinsamkeit entsteht, gemeinsame Entwicklung oder sogar Geborgenheit (Rosa 2016, S. 59). Folgen wir seinem Vorschlag, dann könnten wir Beratungsstellen als Resonanzräume verstehen, in denen Ratsuchende durch das professionelle Mitschwingen der BeraterInnen (Resonanz als Intervention) ermächtigt würden, (wieder) eine von Resonanz gekennzeichnete Weltbeziehung zu entwickeln (Resonanz als Beratungsziel). Diesen Gedanken möchte ich im Folgenden umreißen.

Die Frage nach dem guten Leben stellen

Rosa wirbt dafür, dass wir endlich die Frage wieder stellen, was für uns gutes Leben ist, und er folgt der Vermutung, dass sich das gute Leben viel weniger an den äußeren Fakten entscheidet als vielmehr an der Frage, wie wir mit der Welt in Beziehung treten. Er illustriert diese These, indem er über „zwei Frauen in den sogenannten besten Jahren“ erzählt: Anna und Hannah.

„Es ist 7.00 Uhr morgens, Anna sitzt am Frühstückstisch. Neben ihr sitzt ihr Mann, ihr halbwüchsiger Sohn und ihre fast schon erwachsene Tochter kommen fast gleichzeitig hinzu. Die Kinder strahlen sie an – sie strahlt zurück. Mein Gott, wie lieb ich sie habe, denkt sie. Diese gemeinsamen Momente vor dem Aufbruch am Morgen gehen mir über alles.“ Auch den Rest des Tages sehen wir eine glückliche Anna. Sie freut sich über die Sonne, plaudert mit Kollegen, die sie schätzt, liebt ihre Arbeit und genießt es, sich abends beim Sport auszutoben.

„Ganz anders ergeht es Hannah. 7.00 Uhr. Hannah sitzt am Frühstückstisch. Neben ihr sitzt ihr Mann, ihr halbwüchsiger Sohn und ihre fast schon erwachsene Tochter kommen fast gleichzeitig hinzu. Ihre schlechte Laune ist sicht-, spür- und greifbar. Die Personen sehen sich misstrauisch oder gar nicht an. Mein Gott wie ich das hasse, denkt Hannah. Was habe ich eigentlich mit diesen Leuten zu schaffen? Was verbindet mich mit ihnen, außer dass ich für sie sorgen muss?“ Diese Stimmung zieht sich durch den ganzen Tag. Sie fühlt sich vom zu grellen Sonnenlicht geblendet, ist genervt von ihrer Arbeit und den Kollegen und schleppt sich nur aus Pflichtgefühl abends noch widerwillig zum Sport (Rosa 2016, S. 20f.).

Hartmut Rosa geht in seinem Buch auf die Suche danach, wann Menschen ihr Leben eher wie Anna und wann sie es wie Hannah erleben. Seine Antwort auf diese Frage ist, dass es darum geht, mit der Welt in ein Resonanzverhältnis zu kommen, das heißt seine Wahlen so zu treffen und seine Beziehungen so zu gestalten, dass ein „offener, vibrierender, atmender“ Draht (Rosa 2016, S. 26) zu den Menschen und Dingen entsteht. Dabei ist ihm wichtig, dass Resonanz „keine Echo- sondern eine Antwortbeziehung“ ist, die dann gelingen kann, wenn „beide Seiten mit eigener Stimme sprechen“ und dabei Punkte berühren, die für beide wirklich bedeutsam sind (Rosa 2016, S. 298).

Was macht wirklich glücklich?

Folgen wir Rosa bei diesem ersten Schritt, so geht es in Beratung um nicht weniger als darum, die Frage nach dem glückenden und dem guten Leben zu stellen. Oft wird diese Perspektive unter dem akuten Problemdruck erst einmal verschüttet sein. Nicht selten wird es den Ratsuchenden auf den ersten Blick viel zu groß gedacht erscheinen, sich mit der Frage nach dem Glück und ihrer Art in der Welt zu sein zu beschäftigen. Und trotzdem, unsere Ratsuchenden sind, wie alle Menschen, auf der Suche nach Glück. Das ist ihr gutes Recht, denn das „Streben nach Glück“ beschreibt die Amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776 neben Leben und Freiheit mit guten Gründen als unveräußerliches Menschenrecht. Es ist gut und richtig, dass Menschen ihr Glück suchen. Und es ist vernünftig, dass Menschen ihr Glück gerade in den sozialen Nahbereichen suchen, für die die Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung als Expertin ausgewiesen ist. Mit dieser Frage nach dem Glück steht die Beratungsarbeit auch im Zentrum ihres kirchlichen Auftrags. Ist es doch Aufgabe der Kirche, das jesuanische Versprechen für jede Gesellschaft und Zeit neu durchzubuchstabieren: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh. 10,10). Das Streben nach Glück und Fülle ist also nicht nur urmenschlich, es ist auch urchristlich und damit ein brauchbarer Kompass für unser Beraterisches Handeln. Es geht in Beratung darum, Glück (wieder) zu finden. Es geht darum, Glück sehen zu lernen. Es geht darum, Glück annehmen und genießen zu können. Und Hartmut Rosa bietet mit seiner Kategorie der Resonanz eine brauchbare Operationalisierung dafür, was Glück und was glückendes Leben sein können: in lebendigem Austausch sein, spüren, dass man in Beziehung ist, ansprechen, antworten und selbst Antwort bekommen.

Die amerikanische Philosophin Martha Nussbaum stellt mit ihren Überlegungen zu einem guten Leben eine Landkarte zur Verfügung, um mit den Ratsuchenden ganz konkret auf die Suche danach zu gehen, was für sie gutes Leben bedeutet. Nussbaum geht davon aus, dass der Mensch Grundfähigkeiten hat und dass Glück meint, die Fähigkeiten, die ich entfalten möchte, auch wirklich zu entfalten. Sie identifiziert mit dieser „Minimaltheorie eines guten, gelingenden und glücklichen Lebens“ (Buer 2008, S. 109) also Bereiche, in denen BeraterInnen fragen könnten, ob sie den Ratsuchenden wichtig sind und ob sie hier resonantes Leben erleben. Konkret geht es dabei um folgende Themen:

- **Leben:** Unter der Überschrift Leben verhandelt Nussbaum die Grundfrage, ob der Mensch sein Leben überhaupt zu Ende leben kann. Unmittelbar damit verbunden sind die existentiellen Fragen nach dem Tod und der Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens.
- **Körperlichkeit:** Ein ganz zentraler Bereich ist die Frage, inwieweit Ratsuchende mit ihrem eigenen Körper in Resonanz sind, ob sie mit ihrem Körper sorgsam umgehen und ihn liebevoll behandeln.
- **Vorstellung und Denken:** Nussbaum interessiert auch, ob Menschen Geist und Phantasie nutzen, um die Welt zu verstehen und um sie zu gestalten.
- **Gefühlserfahrungen:** Der Mensch tritt aber nicht nur über seine Gedanken mit der Welt in Beziehung, sondern auch über seine Gefühle. Ihr geht es darum, ob sie dabei Freude empfinden und ob sie allzu viele belastende und traumatisierende Gefühle vermeiden können.
- **Bindung und Vertrauen:** Nussbaum beobachtet die Bedeutung, die die frühkindliche Bindung für den Menschen hat, und sie fragt danach, ob der Mensch auch später in der Lage ist, tiefe Bindungen einzugehen, das heißt „zu lieben, zu trauern, Sehnsucht und Dankbarkeit zu empfinden“.

- **Bezogenheit:** Neben dem Blick auf die wirklich tragenden Bindungen geht ein zweiter Blick auf das ganze Netzwerk der Beziehungen, in dem ein Mensch lebt. Ist er in der Lage, verschiedene Formen von familiären und sozialen Beziehungen einzugehen und in ihnen befriedigende Beziehungserfahrungen zu machen?
- **Ökologie:** Neben der Verbundenheit mit anderen Menschen ist der Mensch auch zur Verbundenheit mit der Natur fähig. Er kann Resonanz im Gegenüber von Tieren, Pflanzen und der ganzen Natur erleben.
- **Individualität und Autonomie:** Resonanz kann nicht bedeuten, sich in der Beziehung zu anderen Menschen aufzugeben. Bezogenheit und Verschiedenheit, Gemeinsamkeit und Differenz sind Prinzipien, die sich ständig gegenseitig hervorbringen, anscharfen und relativieren. Nussbaum fasst das Spiel mit diesen Kräften in der „Fähigkeit, sein eigenes Leben und nicht das von jemand anderem zu leben“.
- **Freizeitgestaltung und Erholung:** Neben dem Bereich der Arbeit ist der Bereich der Rekreation ein weites Feld, in dem Menschen Resonanz Erfahrungen machen können. Sie können lachen, spielen und Freude an erholsamen Tätigkeiten haben.
- **Weltgestaltung:** Resonanz kann dort entstehen, wo sich der Mensch als politisches Wesen versteht und wo er initiativ wird, um die Gesellschaft aktiv zu gestalten.
- **Praktische Lebensgestaltung:** Schließlich schlägt Nussbaum das Feld der individuellen Lebensplanung als Raum möglicher Glückssuche vor. Wie weit, so wäre hier zu fragen, nutzt der Mensch seine Möglichkeiten, um Lebenspläne zu entwerfen, sie immer wieder zu hinterfragen und sie zumindest teilweise auch zu verwirklichen?
(vgl. Nussbaum 1999, S. 57f.; Buer 2008, S. 109f.).

Hartmut Rosa liefert natürlich keine einfachen Rezepte dafür, wie in all diesen Bereichen glückendes Leben erreicht werden kann. Dass es hier keine simplen Antworten gibt, hängt damit zusammen, wie basal Resonanzbeziehungen sind. „Wenn wir sie lieben, entsteht so etwas wie ein vibrierender Draht zwischen uns und der Welt“. Resonanz ist also Folge und Ursache einer liebenden Weltbeziehung. Immerhin gibt Rosa für die Beratungssituation verwertbare Hinweise, wie sich dieser Draht ausbildet. Er wird durch „intrinsisches Interesse“ gestärkt, durch „intakte Selbstwirksamkeitserwartung“ und durch „soziale Anerkennung“ (Rosa 2016, S. 24f.).

Zwischen Ressourcennutzung und Potentialentfaltung

Mit einem zweiten ungleichen Paar stellt Hartmut Rosa die Frage nach der Weltbeziehung noch einmal neu. Jetzt steht nicht mehr im Vordergrund, wie eingebunden oder entfremdet sich der Mensch in seiner Welt fühlt, sondern Rosa fragt nach den Mitteln, die der Mensch nutzt, um eine befriedigende Weltbeziehung zu bekommen. Um diese Spur zu verdeutlichen, erzählt er von den beiden Künstlern Gustav und Vincent, die an einem Malwettbewerb teilnehmen und innerhalb von zwei Wochen ein eigenes Bild einreichen möchten:

Gustav besorgt sich zuerst „eine stabile Staffelei und die richtige Beleuchtung. Dann macht er sich auf die Suche nach einer hochwertigen Leinwand.“ Er bemüht sich „sein Arsenal an Pinseln zu erweitern“ und die perfekten Farben zu bekommen. Gustav „repetiert [...] die wichtigsten Maltechniken“ und macht sich auf die Suche nach einem angesagten und vielversprechenden Thema, das er umsetzen möchte.

„Kürzer ist die Geschichte von Vincent: Er reißt ein Papier von seinem Zeichenblock, holt seinen Wasserfarbkasten, spitzt die Bleistifte, legt seine Lieblings-CD ein und beginnt zu

malen: Zunächst ohne klare Vorstellung davon, was er da malt, entsteht nach und nach eine Welt voll Farben und Formen, die ihm stimmig erscheint.“ (Rosa 2016, S. 15).

Anhand dieser beiden Figuren reflektiert Rosa die Tragik einer Gesellschaft, die davon überzeugt ist, Glück und Problemlösungen über die beständige Anhäufung und Optimierung von Ressourcen zu erreichen. „Wie man reicher wird, wie man gesünder wird, wie man attraktiver wird, wie man mehr Freunde gewinnt, wie man sein soziales und kulturelles Kapital erweitert und so weiter und so fort: das sind [heute] nicht nur die Themen der ‚Glücksratgeber‘, sondern auch die vorherrschenden Indikatoren für Lebensqualität“ (Rosa 2016, S. 16). Genau diese Logik gilt es, so Rosa, in Frage zu stellen. Die verzweifelte und atemlose Anhäufung von Ressourcen führt nämlich, entgegen der kapitalistischen Doktrin, nicht zum guten Leben, sondern sie zwingt die Ressourcenoptimierer in immer neue und immer beschleunigtere Zyklen, in denen sie potentiellen Lebensgrundlagen nachjagen, statt zu leben. So fragt Rosa schlicht: „Wann malen, wann leben wir?“ Diese Nachfrage möchte er keineswegs als prinzipielle Absage an die Nutzung von Ressourcen verstehen. Das gute Leben wird es gänzlich jenseits aller Ressourcennutzung nur in manchen Situationen geben. Im Fokus der Kritik steht stattdessen die zum Selbstzweck und zum Lebensersatz gewordene Jagd nach Chancen und Möglichkeiten (Rosa 2016, S. 17f.).

Was ist genug?

Für die Beratungsarbeit ist mit dieser Spur ein wichtiges Thema verbunden. BeraterInnen werden gar nicht selten mit Ratsuchenden konfrontiert, denen jedes Gefühl dafür verloren gegangen ist, wann sie mit ihrer eigenen Situation, ihrer Leistung, ihren Möglichkeiten zufrieden sein können. Wann hat das Kind genug gelernt? Wann ist es gut genug in der Schule? Wann liebt mich mein Partner genug? Wann bin ich gut genug für den Arbeitsmarkt qualifiziert? Wann bin ich schön genug? Wann habe ich im Leben genug erreicht? Wann ist die Sexualität, die ich mit meinem Partner erlebe, gut genug? Die Reihe dieser Fragen lässt sich lange fortsetzen.

Ivan Illich hat 1975 in seinem Buch „Selbstbegrenzung“ herausgearbeitet, dass nicht primär dem einzelnen Individuum, sondern zuerst einmal unseren modernen Institutionen jedes Gefühl für das Genug abhandengekommen ist. Politische, ökonomische und ideologische Rahmen sind heute so abgesteckt, dass sie „das Wachstum von Schulen, Gewerkschaften, Krankenhäusern und Verkehrssystemen, vor allem aber der Industrie, [...] fördern und [...] protegieren“ (Illich 1998, S. 139). Politik, Wirtschaft, Medien, ja die größten Teile der Gesellschaft versammeln sich in dem großen kapitalistischen Konsens, der auf Wachstumshoffnungen setzt und Wachstum um jeden Preis fördern möchte, ja mehr noch, überzeugt ist, Wachstum um jeden Preis ermöglichen zu müssen.

Marianne Gronemeyer analysiert den zugrunde liegenden Mechanismus, dass mit der Umstellung unseres Denkens auf das Medium Geld die Grenze für ein Genug ausgehebelt wird und auch theoretisch wegfällt (2013). Solange der Mensch nicht sesshaft war, musste das genug sein, was er mit sich tragen konnte, denn hätte er mehr gehabt, dann hätte ihn das nur behindert. Wenn der Mensch einen Acker pflügt, dann meint genug, dass der ganze Acker gepflügt ist. Darüber hinaus ist die weitere Arbeit mit dem Pflug sinnlos. Bei der Frage, wieviel Geld mir genügt, entfällt ein objektives Kriterium für Abschluss, Vollendung und Genügen. Man kann immer noch mehr Geld anhäufen und immer mehr Geld begehren. Wo die Maß-Losigkeit des Geldes aber zum Maßstab für so gut wie alles wird, zerbricht der Zusammenhang zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung. „Unsere Versorgung steht immer unter dem Vorbehalt des Ungenügens. Sie macht die Versorgungsansprüche unersättlich und verlangt angesichts der Bedrängnis meines prekären Lebens

immer ‚Mehr-vom-gleichen-Versorgungsmuster‘: mehr Lebensjahre, mehr Gesundheitsmaßnahmen, mehr Leidvermeidung, mehr Zerstreuung und Ablenkung, mehr Supermarkt, mehr Sicherheitsgarantien und mehr Geld, das vor allem“ (Gronemeyer 2013).

Wenn Gegenstimmen wie die der Theologin Margot Käßmann gegen diese Rahmenbedingungen eine „Ethik des Genug“ einfordern, muss klar sein, dass so eine Ethik unter marktrationalen Gesichtspunkten nicht konsensfähig sein kann, weil der kapitalistische Markt das eigene Wachstum als *conditio sine qua non* seines Funktionierens ansieht und alle Marktteilnehmer von Kindesbeinen an darauf abrichtet. Das Sammeln von Spielfiguren und Stickern gewöhnt unsere Kinder von Anfang an an die doppelte Logik der Bedürfnisbefriedigung: Erstens darf man erst dann zufrieden sein, wenn man alle hat: alle Playmobilfiguren, alle Fußballbilder, alle Barbiekleider. Zweitens dreht sich das Innovationskarussell der Spielzeugentwickler immer schneller als man die neu erschienenen Modelle kaufen kann. Dieses einmal antrainierte Konsummuster wird zum treuen Begleiter und hält bei unserer Auseinandersetzung mit Moden, neuen Autos, Hard- und Softwarekäufen et cetera ein unstillbares Begehren verlässlich wach. Diese Logik der Moderne ist so tief in ihre DNA eingeschrieben, dass sie selbst dort nicht wirklich in Frage gestellt wird, wo wir ganz offensichtlich einen hohen Preis für sie bezahlen. Wenn es stimmt, dass jede Zeit Krankheiten hat, in denen sich ihre großen Themen spiegeln, dann sehen wir heute in unserer Gesellschaft Krankheiten, die mit „zu viel“ und der Kehrseite des „zu wenig“ zu tun haben. Man denke nur an Adipositas und Magersucht, an Workaholismus und Arbeitslosigkeit, an Hyperaktivität und die vielfältigen Formen des Rückzugs in sich selbst und der Erschöpfung, oder auf einer ganz alltäglichen Ebene, an das Nebeneinander von extremer Beschleunigung und den Stillstand durch Hunderte von Kilometern Stau, die sich Tag für Tag in Deutschland bilden.

Beratung als Resonanzraum böte die Möglichkeit, gemeinsam über ein Maß für die eigenen Bedürfnisse und Grenzen nachzudenken. Das Wissen um so ein Maß hat langfristig eine höchst entspannende Funktion. Zuerst einmal ist so ein Nachdenken aber mit dem Erschrecken verbunden, Dinge als begrenzt zu denken, bei denen wir uns in der Moderne daran gewöhnt haben, sie als unbegrenzt zu fantasieren. Wenn wir uns auf eine Friedrich Nietzsche zugeschriebene Sentenz einlassen, der zufolge „Gesundheit dasjenige Maß an Krankheit [ist], das es mir noch erlaubt, meinen wesentlichen Beschäftigungen nachzugehen“, dann wird schnell spürbar, wie fundamental dies das Gesundheitsstreben der WHO anfragt, das nahelegt, dass dem Streben nach Gesundheit erst dann Genüge geleistet ist, wenn wir umfassendes Wohlergehen realisiert haben. Ein zweites Beispiel gibt uns der englische Kinderarzt und Analytiker Donald Woods Winnicott. Auch er irritierte seine Zeitgenossen nicht wenig, als er dafür plädierte, dass Eltern keine umfassend guten Eltern sein müssen, sondern dass es für ein gedeihliches Aufwachsen von Kindern allemal genügt, wenn eine Mutter als Mutter gut genug ist (a good enough mother – selbstverständlich gilt für Väter analog dasselbe).

Zwischen Weltbeherrschung und Tanz

Hartmut Rosa präsentiert schließlich ein Zwillingsspaar, das sich „in Herkunft, Sozialisation und Ressourcenausstattung nicht unterscheidet“ (Rosa 2016, S. 27) und mit ihm die Auseinandersetzung damit, wie unterschiedlich Menschen auf die Welt zugehen und wie sie ihre eigenen Ziele in der Welt verfolgen.

Adrian studiert Jura, wird Staatsanwalt und besucht regelmäßig ein Fitnessstudio. Er ist überzeugter Atheist und möchte sich nicht in „metaphysische Trostgeschichten“ flüchten. Er

hält streng „wissenschaftliche Welterklärungen für die letztlich überzeugendsten“. Adrian ist fasziniert von der Börsenwelt, vor allem davon, wie gänzlich rational und neutral hier Prozesse ablaufen. Auch im „Alltag setzt er auf Effizienz und Verlässlichkeit“. Er bestellt vieles im Internet und nimmt, wenn er die Wahl hat, die „personalfreie Computerkasse“. Im Urlaub bereist Adrian interessante Städte.

Sein Zwillingbruder Dorian brauchte nach dem Abitur eine Weile um sich zu orientieren. Heute ist er Lehrer für Kunst, Geschichte und Germanistik. Dorian ist leidenschaftlicher Fußballspieler und praktizierender Katholik. Er engagiert sich ehrenamtlich in einer Theatergruppe und sucht im Alltag vielfältige Kontakte, sei es in der lokalen Bankfiliale oder im Bücherladen um die Ecke. Im Urlaub zieht es Dorian in die Berge, ans Meer oder in die Wüste (Rosa 2016, S. 27f.).

Rosa kontrastiert hier zwei Arten der Weltbeziehung. Adrian versucht die für ihn erreichbare Welt zu beherrschen und seinen Aktionsradius dabei systematisch zu vergrößern. Dorian wählt dagegen die für ihn überschaubaren und gestaltbaren Weltausschnitte und konzentriert sich darauf, in diesen Räumen Beziehung zur Welt und zu Menschen aufzunehmen und mit ihnen in „reziproke und schöpferische Interaktion“ zu treten (Rosa 2016, S. 28). Mit den beiden Weisen der Weltbeziehung sind auch unterschiedliche Raummuster verbunden. Der Versuch der Weltbeherrschung beschreibt einen geradlinigen und zielgerichteten Zugang zur Welt, vielleicht sogar einen Zugriff auf die Welt. Die Anverwandlung erinnert dagegen, wie die Zukunftsforscherin Silke Seemann in einem Vortrag bemerkt, an einen Tanz, bei dem es nicht schlimm ist, sich auf der Stelle zu bewegen, Rück(wärts)schritte zu machen oder die Richtung immer wieder zu verändern. Rosa verweist darauf, dass die Weltanverwandlung die aussichtsreichere Strategie ist, um in eine resonante Weltbeziehung zu treten. Er betont aber ausdrücklich, dass dies nicht ausschließt, dass man auch im Gerichts- und Börsensaal und im Fitnessstudio Resonanzerfahrungen machen kann (Rosa 2016, S. 33).

Imperfekt leben?

Jakob Levi Moreno, einer der Väter der Gruppentherapie, hat Mitte des letzten Jahrhunderts thematisiert, dass unsere Gesellschaft von der Idee der Perfektion und von den „Anhängern des wahrhaft Perfekten“ dominiert wird. Sie sind die Anwälte der vollendeten Form, des geschlossenen Systems und der beendeten Prozesse, in Morenos Worten, die Anwälte der „Konserve“ (Moreno 1996, 440f.; Hutter 2000, S. 121f.). Diese Wahl bietet den Menschen große Sicherheit, weil alle Ergebnisse bereits auf dem Tisch liegen. Man muss keine Unwägbarkeiten von Entwicklungsprozessen mehr in Kauf nehmen, sondern sich nur für ein bestimmtes kalkulierbares Produkt entscheiden, das man sich dann aneignet.

Diese Strategie mag für eine simple Kaufentscheidung aufgehen, sie wird aber dort schnell problematisch, wo perfekte Ziele für die Lebensgestaltung von Menschen oder die strategischen Entscheidungen von Organisation eine zu große Rolle spielen. Wo ein Partner in einer Beziehung alles dafür tut, sich nie alleine zu fühlen, dort gehen Spielräume verloren, in denen die Partner Nähe und Distanz als lustvoll und befriedigend erfahren. Wo sich Menschen dem perfekten Ziel verschreiben, nicht die Kontrolle zu verlieren, gehen viel zu viel Kraft und Verbissenheit in die Abwehr von Begegnungen und Situationen, die zwangsläufig ihre Eigendynamik entwickeln. Wer seine eigene Autonomie perfektionieren möchte (besser: muss), der wird sich nicht fallen lassen können, wird Unterstützung nicht annehmen können und wird vor mancher Hürde zurückschrecken, die man gemeinsam mit anderen leicht nehmen könnte. Die Anhänger des wahrhaft Perfekten sind also

Adrian in seinen Versuchen Welt zu beherrschen sehr ähnlich. Sie verzichten auf vieles, um sich der Gefahr der Spontaneität und kreativer Akte nicht aussetzen zu müssen. Die Zielstrebigkeit, mit der sie ihre Ziele verfolgen, bezahlen sie damit, dass sie den Weg nicht intensiv erleben oder gar genießen.

Als Gegenentwurf propagiert Moreno die „Anhänger des wahrhaft Imperfekten“ (Moreno 1996, S. 440f.). Dabei geht es ihm nicht um konkrete Ziele, die verfolgt werden, sondern um die Art und Weise wie sie verfolgt werden. „Imperfekte Ziele verfolgend handle ich spielerisch, bin bereit, mich für das Erreichen des Ziels voll zu engagieren.“ Gleichzeitig weiß oder ahne ich, dass viele Ziele nicht gänzlich realisierbar sind. Es ist den Anhängern des Imperfekten möglich die Spannung zwischen dem verfolgten Ideal und dem konkret Erreichbaren auszuhalten. Deshalb können sie sich auf die Ungewissheit von Prozessen einlassen, unterschiedliche, sich eventuell sogar widersprechende Ziele zur gleichen Zeit verfolgen und Aufschub, Umwege und Scheitern akzeptieren (vgl. Schacht & Hutter 2014, S. 203f.). Diese Charakterisierung beschreibt eher Doriens Haltung, der das Leben als einen lebendigen Prozess versteht, in dem Kreativität, Wachstum und Scheitern erlaubt sind.

Resonanzerfahrungen und Entfremdungserfahrungen

Führt man die drei Perspektiven zusammen, so erhält man einen ersten Überblick darüber, was es bedeuten kann, dass der moderne Mensch von den Pathologien der Moderne betroffen ist. erinnert man noch einmal an die sechs im zweiten Teil exemplarisch entwickelten Themenbereiche, so wird nachvollziehbar, dass sie ähnliche Einflüsse auf die betroffenen Menschen haben. Wo die Erwartungen an das Liebesglück so übergroß werden, dass sie zwangsläufig zu Enttäuschungen führen, wo Familien mit ungelösten gesellschaftlichen Problemen überfrachtet werden, wo Männer- und Frauenrollen abgewertet werden, wo die ökonomischen Bedingungen für ein gutes Leben immer weiter beschnitten werden, wo Menschen mit Veränderungen nicht mehr Schritt halten können oder in ihr Leben so viele Impulse integrieren müssen, dass dies kaum mehr zu bewältigen ist, oder wo Menschen Sinnantworten und eine existentielle Verortung vermissen, dort kommt es zu Entfremdungsprozessen, die relativ unabhängig vom einzelnen Individuum sind. Entfremdung meint dabei die Unmöglichkeit Beziehungen aufzubauen oder sie lebendig zu gestalten, es meint ein sich fremd fühlen, weil der Draht zur Welt nicht gesponnen werden kann oder immer wieder reißt, es meint das Erleben einer feindlichen, stummen, drohenden Welt und das Gefühl von Schutzlosigkeit und Unbehaglichkeit. Kurz, die Entfremdungsprozesse führen dazu, dass Resonanz im Sinne Hartmut Rosas nicht entstehen kann.

Eine Einschränkung ist wichtig, damit das analytische Instrumentarium Rosas nicht überstrapaziert wird. Es gibt zwar eine inhaltliche Nähe zwischen Resonanz, Prozessorientierung und Weltanverwandlung einerseits und Entfremdung, Ressourcenmaximierung und Weltbeherrschung andererseits. Letztlich markieren Ressourcen- und Prozessorientierung und die beiden Arten der Weltbeziehung aber durchaus Korridore, in denen beide Strategien dazu genützt werden können, gutes Leben zu erreichen. Gutes Leben bedarf oft der Ressourcen und Möglichkeiten und es bedarf nicht selten der Ziele, die strategisch verfolgt werden. Allein wo die Anhäufung von Möglichkeiten und perfekte Ziele zu weit in den Vordergrund treten und zum Selbstzweck werden, dort stehen sie dem guten Leben mehr im Weg als es zu fördern. Diese Erkenntnis ist deshalb so wichtig, weil sie jeder Tendenz des Resonanzprojektes totalitär zu werden entgegenwirkt. Die Suche nach resonanten Beziehungen darf nicht dazu führen, dass alles „Nichtresonante, Stumme oder Störende“ beseitigt wird. Im Gegenteil, „Resonanz setzt die Existenz von Nichtanverwandtem, Fremden und sogar Stummem voraus; erst auf ihrer Basis kann ein Anderes hörbar werden und antworten, ohne dass die

Antwort bloßes Echo oder Repetition des Eigenen ist“. Deshalb gründet jede Erfahrung von Resonanz „auf der vorgängigen Erfahrung von Fremdem, Irritierendem und Nichtangeeignetem, vor allem aber von Nichtverfügbarem, sich dem Zugriff und der Erwartung Entziehendem“ (Rosa 2016, S. 317). Explizit weist Rosa darauf hin, dass die Resonanztheorie sich nur gegen eine „instrumentelle und ideologische Indienstnahme“ wehren kann, wenn sie drauf besteht, dass die Resonanzerfahrung auch ihres Gegenteils bedarf: des Fremden und sogar der Sensibilität für Erfahrungen der Entfremdung (Rosa 2016, S. 318).

Alle Achsen zum Klingen bringen

Schließlich kann noch ein weiteres Schema helfen, die Suche nach einem resonanten Leben in der Beratungsarbeit zu unterstützen. Hartmut Rosa geht in seinem Buch „Resonanz“ auch der Frage nach, in welchen Lebensbereichen überhaupt Resonanzerfahrungen gemacht werden können. Letztlich spannt er dann einen dreidimensionalen Raum auf und spricht von drei unterschiedlichen Resonanzachsen, die zum Klingen gebracht werden können.

Dies ist erstens die horizontale Resonanzachse, bei der es um die Beziehung zu Menschen geht. Im Fokus der Aufmerksamkeit stehen hier familiäre Beziehungen, die Einbindung in Freundschaften, aber auch der politische Raum, in dem es wichtig und potentiell auch möglich wäre nach nicht-entfremdeten Beziehungsformen „zwischen den Subjekten und den Strukturen [und] Institutionen“ beziehungsweise zwischen den „Subjekten und der sozialen Welt“ zu streben (Rosa 2016, S. 380).

Menschen treten aber nicht nur zu anderen Menschen in Beziehung, sondern sie bilden auch zur Welt der Dinge resonante Objektbeziehungen aus. Diese Beziehungsdimension wird in der „aufklärerisch-rationalen Weltsicht“ zwar wenig gepflegt beziehungsweise sogar oft geleugnet, in anderen Kulturen ist es jedoch selbstverständlich anzunehmen, dass man beispielsweise zu einem Stein, einem Ort oder einem Talisman eine tiefe innere Beziehung haben kann (Rosa 2016, S. 381). Weil die Dinge selbst in das „Lebens- und Weltganze“ eingebettet sind, kann der Mensch in ihnen der Welt und seiner eigenen Existenz begegnen (Rosa 2016, S. 392). Kaum ein anderer Text bringt dies so nachdrücklich zu Ausdruck wie Eichendorffs Gedicht „Die Wünschelrute“: „Schläft ein Lied in allen Dingen / die da träumen fort und fort / Und die Welt hebt an zu singen / Triffst du nur das Zauberwort“ (Joseph Freiherr von Eichendorff zit. in Rosa 2016, S. 387f.). Als mögliche Zugänge zu dieser Dingwelt diskutiert Rosa auf einer „diagonalen Resonanzachse“ neben der direkten Begegnung mit den Dingen die Anverwandlung der Dinge durch Arbeit, durch Bildungsprozesse und durch Sport, der dem Kontakt zum eigenen Körper, aber auch zum Spiel eine Form gibt.

Schließlich thematisiert Rosa ausführlich die menschliche Sehnsucht nach einer Einbindung ins Große und Ganze. Diese Sehnsucht richtet sich auf eine dritte, vertikale Resonanzachse. „In vertikalen Resonanzräumen erhält gewissermaßen die Welt selbst eine Stimme“ (Rosa 2016, S. 331). Dies kann geschehen, wo sich der Mensch mit der „Verheißung der Religion“ beschäftigt, mit der „Stimme der Natur“, mit der „Kraft der Kunst“ oder mit dem „Mantel der Geschichte“ – wie Rosa die entsprechenden Kapitel seines Buches überschreibt.

Beratung ist immer auch ein Kind ihrer Zeit. In einer Zeit, in der Menschen ihre Welt immer öfter als stumm und fremd erleben, ist eine vordringliche Aufgabe von BeraterInnen mit den Menschen in Resonanz zu treten und ihnen so Wege zu eröffnen, ihre Resonanzachsen wieder zum Klingen zu bringen.

Literatur

- Abel, Andreas H. (1998). Geschichte der Erziehungsberatung: Bedingungen, Zwecke, Kontinuitäten. In: Wilhelm Körner/Georg Hörmann (Hg.). Handbuch der Erziehungsberatung. Bd. 1. Göttingen: Hogrefe. S. 19-52.
- Beck, Ulrich & Elisabeth Beck-Gernsheim (1990). Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2000). Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München: Beck Verlag.
- Brähler, Elmar & Lena Spangenberg (2011). Der kranke Mann – warum Männer früher sterben. In: Matthias Franz & André Karger (Hg.). Neue Männer – muss das sein? Risiken und Perspektiven der heutigen Männerrolle. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 19-34.
- Buer, Ferdinand (1984). Die Geschichte der Erziehungsberatung als Geschichte ihrer Professionalisierung. In: Hans Zygowski: Erziehungsberatung in der Krise. Tübingen: dgvt-Verlag. S. 9-49.
- Buer, Ferdinand (2007). Zehn Jahre Format und Verfahren in der Beziehungsarbeit. Zur Rezeption einer bedeutsamen Unterscheidung. In: Organisationsberatung – Supervision – Clinical Management. OSC Heft 3/2007. Wiesbaden: VS-Verlag. S. 283-300.
- Buer, Ferdinand (2008). Glücklich sein. In: Ferdinand Buer & Christoph Schmidt-Lellek. Life-Coaching. Über Sinn, Glück und Verantwortung in der Arbeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 103-133.
- Gronemeyer, Marianne (1998). Das Leben als letzte Gelegenheit. Der Zeit-Geist am Ende des Mittelalters. In: Michael Schlagheck (Hg.). Leben unter Zeit-Druck. Mülheim: Kath. Akademie Die Wolfsburg.
- Gronemeyer, Marianne (2013). Wie viel Arbeit braucht der Mensch? <http://www.kritisches-netzwerk.de/forum/wieviel-arbeit-braucht-der-mensch>. Zuletzt abgerufen am: 30.07.2015.
- Habermas, Jürgen (2005). Vorpolitische Grundlagen des demokratischen Rechtsstaates? In: Jürgen Habermas & Josef Ratzinger. Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion. Freiburg im Breisgau: Herder. S. 15-37.
- Hartmut Rosa (2012). Resonanz statt Entfremdung: Zehn Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne. http://www.kolleg-postwachstum.de/sozgwmedia/dokumente/Thesenpapiere+und+Materialien/Thesenpapier+Krise+_+Rosa.pdf, zuletzt abgerufen am 08.08.2016.
- Hutter, Christoph (2000). Psychodrama als experimentelle Theologie. Rekonstruktion der therapeutischen Philosophie Morenos aus praktisch-theologischer Perspektive. Münster: LIT-Verlag.
- Hutter, Christoph (2006). Eine praktisch-theologische Verortung der Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung. In: Christoph Hutter, Norbert Kunze, Renate Oetker-Funk & Bernhard Plois (Hg.). Quo vadis Beratung? Dokumentation einer Fachtagung zur Zukunftsfähigkeit kirchlicher Beratungsarbeit. Theorien und Praxis der Beratung Bd.1. Münster: LIT-Verlag. S. 43-73.
- Hutter, Christoph (2010). Religionen in post-traditionellen Zeiten. In: Helmut Weiß, Karl Federschmidt & Klaus Temme (Hg.). Handbuch Interreligiöse Seelsorge. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag. S. 53-70.
- Hutter, Christoph (2017). Männer Rollen und gute Orte. Münster: LIT-Verlag.
- Illich, Ivan (1998). Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. München: Beck Verlag.
- Illouz, Eva (2012). Warum Liebe weh tut. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Klann, Notker (1994). Beratungsbegleitende Forschung – Evaluation von Vorgehensweisen in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung und ihre spezifischen Auswirkungen. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Band 48.1. Stuttgart, Berlin & Köln: Kohlhammer Verlag.
- Klann, Notker (2002). Institutionelle Beratung. Ein erfolgreiches Angebot. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Kreidler-Kos, Martina & Christoph Hutter (2017). Mit Lust und Liebe glauben. "Amoris laetitia" als Impuls für Gemeinde, Partnerschaft und Familie. Ostfildern: Schwabenverlag.
- Kucklick, Christoph (2008). Das unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der Negativen Andrologie. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.
- Kucklick, Christoph (2012). Dossier: Das verteuflte Geschlecht. Wie wir gelernt haben, alles Männliche zu verachten. Und warum das auch den Frauen schadet. In: DIE ZEIT Nr. 16/ 67. Jg. S. 15-17.

- Les Convivialistes (2014). Das Konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens. Bielefeld: transcript Verlag.
- Luhmann, Niklas (1994). Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2008). Liebe. Eine Übung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- MannDat (2011). Tödliche Arbeitsunfälle – ein trauriges „Privileg“ der Männer.
<http://mann-dat.de/maennergesundheits/toedliche-arbeitsunfaelle-ein-trauriges-privileg-der-maenner.html>. Zuletzt abgerufen am: 25.01.2014.
- Marti, Kurt (1998), Von der Weltleidenschaft Gottes. Denkskizzen. Stuttgart: Radius.
- Moreno, Jakob Levi (1957). Globale Psychotherapie und Aussichten einer therapeutischen Weltordnung. In: Ferdinand Buer (Hg.). Jahrbuch für Psychodrama 1991. Opladen: Leske + Budrich. S. 11-44.
- Moreno, Jakob Levi (1996). Die Grundlagen der Soziometrie. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Müller, Wolfgang (2007). Inseln der Zukunft. Menschliche Entwicklung in Zeiten der Globalisierung. Freiamt im Schwarzwald: Arbor Verlag.
- Nussbaum, Martha C. (1999). Gerechtigkeit oder das gute Leben. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Papst Franziskus (2016). Amoris Laetitia. Freude der Liebe. Freiburg im Breisgau: Herder.
- Plois, Bernhard & Werner Strodmeier (Hg.) (2016). Heilsame Haltungen. Beratung als angewandte theologische Anthropologie. Münster: LIT-Verlag.
- Rexilius, Günter (1984). Familientherapie. In: Hans Zygowski (1984) (Hg.). Erziehungsberatung in der Krise. Analysen und Erfahrungen. Tübingen: Forum für Verhaltenstherapie und psycho-soziale Praxis. S. 118-136.
- Rosa, Hartmut (2012). Resonanz statt Entfremdung: Zehn Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne. http://www.kolleg-postwachstum.de/sozwmmedia/dokumente/Thesenpapiere+und+Materialien/Thesenpapier+Krise+_+Rosa.pdf. Zuletzt abgerufen am 08.08.2016.
- Rosa, Hartmut (2013²). Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2016²). Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp.
- Saßmann, Heike & Notker Klann (2002). Es ist besser das Schwimmen zu lehren als Rettungsringe zu verteilen. Beratungsstellen als Seismografen für Veränderungen in der Gesellschaft. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Schacht, Michael & Christoph Hutter (2014). Psychodramatherapie heute. In: Werner Eberwein & Manfred Thielen (Hg.). Humanistische Psychotherapie. Theorien, Methoden, Wirksamkeit. Gießen: Psycho-sozial-Verlag. S. 199-214.
- Sedmak, Clemens (2003). Theologie in nachtheologischer Zeit. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag.
- Sennett, Richard (1986). Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main: Fischer.
- Sinus-Institut (2010). Die Sinus-Milieus®: Update 2010. Hintergründe und Fakten zum neuen Sinus-Milieumodell. 5f, www.sinus-institut.de/uploads/tx_mpdownloadcenter/Update_2010_Hintergruende_und_Fakten.pdf. Zuletzt abgerufen am 24.07.2015.
- Statistisches Bundesamt (Destatis 2014). www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Ehescheidungen/Aktuell.html. Zuletzt abgerufen am: 27.02.2014.
- Statistisches Bundesamt (DESTATIS 2015). Qualität der Arbeit. www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Arbeitsmarkt/Erwerbstaetige/BroschuereQualitaetArbeit0010015159004.pdf?__blob=publicationFile. Zuletzt abgerufen am: 22.12.2015.
- UNICEF, Reiche, kluge, glückliche Kinder? Der UNICEF-Bericht zur Lage der Kinder in Deutschland 2013. <http://www.unicef.de/blob/25810/0ea57808d31dbe9b52d9931a5045fb4c/zusammenfassung-bericht-lage-der-kinder-deutschland-2013-data.pdf>. Zuletzt abgerufen am 22.08.2014.
- Wahl, Heribert (2003). Zuhören – Teilhaben – Loslassen. Psycho-theologische Überlegungen zum Beratungsgeschehen. In: Renate Oetker-Funk, Maria Dietzfelbinger, Elmar Struck & Ingeborg Volger (Hg.). Psychologische Beratung. Beiträge zu Konzept und Praxis. Freiburg im Breisgau: Lambertus. S. 88-102.
- Wehler, Hans-Ulrich (2013). Die neue Umverteilung. Soziale Ungleichheit in Deutschland. München: C.H.Beck.
- Wintels, Andreas (2000). Individualisierung und Narzißmus. Analysen zur Zerstörung der Innenwelt. Mainz: Grünwald.

Korrespondenzadresse: Dr. Christoph Hutter; christoph-hutter@t-online.de